

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Band:** 37 (1957-1958)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Der Feind  
**Autor:** Chamson, André  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-160697>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Architektur-Malerei-Skulptur postuliert aus der Erkenntnis, daß der im 19. Jahrhundert verloren gegangene Zusammenklang der Künste heute künstlerisch gesehen wiederum möglich ist, vor allem aber dem Wunsche unserer Zeit nach geistiger und künstlerischer Einheit voll und ganz entspricht. Im Kapitol von Chandigarh sind Le Corbusier, dem totalen Künstler par excellence, alle Möglichkeiten geboten, auch dieses Postulat in die Wirklichkeit umzusetzen, um dadurch auch zur Klärung dieser wichtigen aktuellen Architektur- und Kunstfragen Wesentliches beizutragen.

## DER FEIND

VON ANDRÉ CHAMSON

Als ich am Wasserrand ankam, erblickte ich einen Knaben mitten im Strudel. Er schwamm auf dem Bauch, nackt, nur ein einfaches Taschentuch um die Taille geschlungen, mit langsamen Zügen; sein Mund schnaufte flach über den kleinen Wellen, die er vor sich herschob. Über die kurzen Haare seines geneigten Kopfes rannen Wassertröpfchen. Er näherte sich mir und sah auf den Grund hinab. Da er ans Ufer gelangt war, stellte er sich im Wasser auf gegen die ansteigende Felswand und schaute nach oben. Es war Maubert. Er sah mich im gleichen Augenblick, als ich ihn erkannte. Er schnaubte stärker, und seine Hände streckten sich, um nach dem Felsen zu greifen.

Während er versuchte, sich aufs Ufer zu schwingen, sammelte ich Steine. In einigen Sekunden hatte ich vier in meiner linken Hand, und meine Rechte umschloß einen, oval und bauchig, schwer wie eine kostbare Erde. Mit erhobener, wurfbereiter Hand rief ich dem Knaben, der sich am glatt geschliffenen Felsen hinaufstemmte, zu: «Bleib stehen.» Mit einem Blick schätzte er seine Chance ab. Er war nackt, noch zur Hälfte im Wasser, ohne Gleichgewicht und unfähig zur Verteidigung. Er schaute nach allen Seiten, als suche er einen Ausweg. Ich schlenkerte den Arm über seinem Kopf. Er wußte, ich würde meinen Wurf nicht verfehlen. Da ließ er sich ins tiefe Wasser zurückfallen, auf den Rücken, und sah mich an.

Es war Maubert, mein Feind. Bei seinem Anblick zitterte ich vor Wut und Vergnügen. Er war nicht stolz im Felsengehege dieses Gießbachstrudels von vier Meter Tiefe. Aufmerksam schaute er auf mich mit

Tränen in den Augen. Ich fühlte mich zum Mitleid unfähig. Unser Kna-  
benhaß wurzelte in einer zu alten Gewohnheit. Zwanzig Mal hatten wir  
uns schon geschlagen, ohne daß einer von uns eine Niederlage einge-  
steckt hätte. Ich erinnerte mich an jenen Abend, als er mich mit zwei  
seiner Kameraden überfallen hatte. Sie zogen einen Schubkarren in einer  
dunkeln Straße nahe der Brücke. Ich hatte nur meinen Namen: «Tscham-  
sun» in der Landesaussprache rufen gehört und den Aufschlag der beiden  
Füße des Schubkarrens, der jäh zu Boden gelassen wurde. Die Schläge  
hatten mich sogleich geblendet, aber ich schlug mit Armen und Beinen  
aus, stieß mit dem Kopf und biß um mich. Sie hatten darauf losgelassen,  
und ich konnte entweichen, rückwärtsrennend wie eine fauchende Katze  
vor den Hunden. Auf die beiden andern war ich kaum wütend, mein gan-  
zer Haß ging auf Maubert, und wenn sich unsere beiden Schulen sams-  
tags unter den Kastanien des Marktplatzes Schlachten lieferten, so zielte  
ich auf ihn mit den Steinen, die wir mit Schimpfworten bedeckten und  
eine Sekunde vor dem Wurf bespuckten, um sie zu behexen und zu zwin-  
gen, ihr Ziel zu erreichen. Aber seinerseits suchte auch er in diesen Prü-  
geleien immer mich zu erwischen. Heute hielt ich ihn in meiner Hand;  
wir standen Mann gegen Mann, mit allen Vorteilen auf meiner Seite.

Ich hatte mich aufs Ufer gesetzt und schaute ihn mit aller Kraft an,  
als ob mein Blick schon gereicht hätte, ihn zu schlagen. Mein Zorn  
schwoll mit jeder Sekunde an. Es war mein größter Feind. Wir gingen  
nicht in die gleiche Schule. Unsere Eltern wollten sich nicht kennen.  
Meine sagten: «sie sind zu allem fähig», und der alte Haß vererbte sich  
auf mich. Sein Großvater hatte während des Empire die Republikaner  
denunziert, und mein Großvater war vor die gemischte Kommission zi-  
tiert worden. Schon mit sechs Jahren verabscheuten wir uns. Alles, was  
er besaß, schien mir gemein. Er hatte einen Rebberg und ein Häuschen  
außerhalb der Stadt, auf der Straße nach Elze, und dieses Viertel schien  
mir ein verfluchter Fleck des Tales zu sein, von der Sonne gemieden, voll  
ungesunder Feuchtigkeit, von Insekten und Schimmel verfressen. Nie  
ging ich durch die Straße, wo er im Herzen des Städtchens wohnte, und  
die Lebensweise seiner Eltern schien mir abstoßend und geheimnisvoll.  
Das waren Menschen einer anderen Rasse. Sie dachten nur daran, uns  
Übles zu tun, und wir hatten um so mehr Recht, sie zu hassen, als wir  
uns zum Verzeihen, zum Vergessen alten Unrechts bereit fühlten. Doch  
der Haß zwischen unseren Familien wurde mit jedem neuen Kind neu  
geboren; seit unserem achten Jahr hatten wir uns geschlagen, jeder von  
einer Bande unterstützt, welche die gleiche Ablehnung teilte.

\* \* \*

Nun hielt ich ihn. Er war ein guter Schwimmer, aber er begann trotz-  
dem seine Müdigkeit zu verraten. Er sank manchmal bis über den Kopf

ins Wasser und schluckte eine Ladung, die er vor sich hinspuckte. Ich betrachtete ihn mit Wut. Noch nie hatte ich ihn so genau gesehen. Ich kannte kaum sein Gesicht. Er war vierzehn Jahre alt wie ich. Er war nicht hübsch mit seinen kurz geschorenen Haaren. Wenn er spuckte, trieb es mir den Magen hoch vor Ekel über die Bewegung seiner Lippen. Sie waren zu dick, zu fleischig. Ich dachte, als ich sie sah: «Man glaubt, die Lippen eines Mädchens.»

— Bleib stehen, sag ich dir. Laß dich nicht von der Strömung abtreiben!

Ich war aufgestanden, die Hand wufbereit. Auf dem Rücken schwimmend, kam er auf meine Höhe zurück. Er schien am Ende seiner Kraft und starr vor Kälte. Seine Zähne klapperten wie ein Federwerk. Die Sonne sank, der Schatten fiel auf den Bergstrudel. Das Wasser wurde schwarz. Maubert spuckte noch manchmal, aber ich sah ihn ohne Ekel und dachte: «Es ist doch komisch, daß ich ihn hier gefunden habe. Er geht auf den Berg schwimmen wie ich. Und er kennt meinen Gießbach? Nein, er kam hier wohl zufällig vorbei und wollte dann baden. Er hat nicht einmal eine Badehose...»

Maubert mußte jetzt wohl schlottern. Ende Juni sind die Wasser noch kalt. Man kann sich den Tod holen, wenn man zu lange in unseren Flüssen bleibt<sup>1)</sup>. Er sah mich immer noch an und schien auf etwas zu warten. «Du wartest? Ich will es dir geben. Ein gutes Steinchen auf den Kopf oder auf den Arm, oder neben dich, daß du was schluckst.» —

Er hat nicht einmal den Mut Widerstand zu leisten. Vor Angst ist er ganz stumpf. An seiner Stelle würde ich tauchen und unter dem Strudel durchschwimmen; auf der anderen Seite hätte ich auch Steine. Aber er denkt an nichts. Er schaut mich mit seinem Mädchengesicht an. Ich weiß, wem er gleicht: seiner Schwester. Dieses große Mädchen von siebzehn Jahren. Er hat die gleichen Lippen wie sie.

Maubert erwartete meinen Wurf, ohne sich zu rühren, nur mit knappen Bewegungen des Vorderarms hielt er sich über Wasser. Er schien schon abgeschlagen, auf den Rücken gelegt und auf der Stirn von meinem Stein getroffen. Einen Augenblick betrachtete ich ihn so und dachte ihn mir leblos, darauf ließ ich plötzlich die Steine aus meiner linken Hand fallen. Mit der andern warf ich meinen Kiesel hoch über seinen Kopf aufs andere Ufer des Wildbachs und sagte: «Steig aus dem Wasser. Komm her.»

Ich hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, als er sich schon am Ufer anklammerte und «brrrr» machte. Er schwang sich auf den Felsen, hielt seine Hände vor den Unterleib und rannte zum Fuß eines Strauchs, wo er seine Kleider hatte liegen lassen. Ich wandte mich dem Wasser zu, während er sich anzog. Nach einiger Zeit schaute ich über meine Schulter

---

<sup>1)</sup> Die Erzählung spielt in den Cevennen, der heimatlichen Provinz des Dichters. Anmerkung des Übersetzers.

und sah, wie er mit kleinen Schritten auf mich zukam und seinen Gürtel schloß. Er schien nachzudenken. Ich wandte den Kopf wieder zum Wasser und sagte mir: «Er wird mir Steine anwerfen. Er ist auf dem Kies und hat mehr zur Hand als ich.»

Als ich mich aufs neue umzublicken entschloß, sah ich ihn ganz nah bei mir. Er hatte den Kragen seiner Jacke hochgeschlagen, seine Wangen färbten sich schon rot vor Hitze wie unter dem Bergwind. Da sagte ich:

— Hast du nicht kalt?

— Ich hab zum Glück mein Flanelleibchen.

Wieder wurde ich von dem Ekel gepackt, den nur Maubert in mir erwecken konnte. Die Vorstellung dieses Flanelleibchens schnürte mir den Magen ein. Tragen sie in der Familie alle Flanell?

Er setzte sich neben mich. Ich streckte mich auf dem Stein aus, zu ihm hingewandt.

— Wieso bist du hierhergekommen? Wer hat dir erlaubt zu diesem Strudel zu kommen?

— Wer es mir erlaubt hat? Ich komme oft hierher. Das ist mein Strudel.

— Deiner?

Ich stützte mich auf und dachte: «Seiner? Das werden wir schon sehen». Dann unvermittelt:

— Dein Strudel? Ich komme seit letztem Jahr hierher. Ich habe ihn eines Tages gefunden, als ich im Mai von der Tessonne herunterkam.

Ich las in seinen Augen, daß sich sein Haß auf mich verdoppelte. Er sah mich an und biß sich auf die Zähne. Aber wir waren uns an Schultern und Armen gleich. Was mich gehindert hatte, ihm an die Gurgel zu springen, das hielt auch ihn ab. Wir hatten voreinander keine Angst, sondern wir achteten uns. Er begann von neuem:

— Ich habe ihn ganz allein gefunden, auch letztes Jahr. Ich komme oft her. Ich liebe ihn mehr als die Chaussée oder den Pradet. Man ist allein, wenn man schwimmt, man sieht überall auf den Grund.

— Es gibt keine Stelle zum Tauchen. Sonst wäre es der beste Fleck unserer Gegend. Ich habe schon versucht, auf der andern Seite zu springen, aber dieses Felsende hindert daran. Wenn man dort aufschlägt, würde man sich den Schädel spalten.

Maubert lächelte. Er betrachtete diesen Felsen unter Wasser, den er gesehen haben mußte, und fuhr fort:

— Nein, es fehlt am Platz. Aber das schadet nichts, es ist ein Strudel. Das Wasser ist gut. Man spürt, daß es in den Wasserfällen Luft gepumpt hat.

Maubert unterschied die verschiedenen Strudel? Er war empfindlich für die Leichtigkeit des Wassers? Er liebte sie? Könnte ich mit ihm über alle Geheimnisse unserer Flüsse sprechen?

— Im Pradet hat das Wasser schon keine Luft mehr. Es ist schwer wie Erde.

Er nickte zustimmend mit dem Kopf und schaute mich mit argwöhnischem Ausdruck an. Ich war wohl auch in seine Geheimnisse eingedrungen. Wir schwiegen und schauten ins Wasser hinab. Man sah darin die Wolken vorbeiziehen, die hoch über unseren Köpfen in Schwaden gegen den Berg vorrückten und sich zum Paßübergang stießen. Maubert fragte mich plötzlich:

— Warum hast du mich nicht beschossen?

— Du warst ganz allein. . .

— Glaubst du, ich habe Angst vor dir?

— Und ich vielleicht. Ihr könnt zu dritt antreten mit einem Schubkarren obendrein.

Er errötete leicht. Ich hatte mich nicht bewegt, aber ich war zur Entspannung bereit. Doch selbst ausgestreckt, konnte ich mit einem Schlag aufspringen. Ich sagte mir: «Wenn er sich rührt, geb ich ihm einen Schlag mitten ins Gesicht.» Aber er regte sich nicht.

— Warum magst du mich nicht, fragte er schließlich.

— Du bist. . . Der Zorn hatte mir den Satz abgeschnitten. In einem Zug stieß ich heraus: «Du bist der schlechteste Kerl. Wer sucht dich auf?» Er antwortete einfach, als sagte er etwas Selbstverständliches:

— Ach, ihr andern. . .

— Wir andern?

— Ihr seid nicht wie wir.

— Wir sind nicht so wie ihr? Gott sei Dank! Wir, wir sind weder hinterlistige Schweine, noch Lügner. Bei uns in der Schule lernt man mehr als bei euch. Ich will dir eine Frage stellen, um dir's zu zeigen. Antworte aus der französischen Geschichte: Nach den Römern und vor den Franken hat wer im Land befohlen? Ah, du suchst, was du nicht weißt.

Maubert wußte es nicht. Er war den Tränen nah. Doch plötzlich fragte er mich wie erleuchtet:

— 375 geteilt durch 25? Im Kopf, im Kopf, nicht mit den Händen. Du weißt nichts.

Ich suchte vergeblich. Die Zahlen verschwammen vor meinen Augen. Ich war im Kopfrechnen nicht stark, aber ich antwortete:

— Die Wisigothen. Hast du nie von den Wisigothen gehört?

— Fünfzehn. Ich sage fünfzehn und die Probe mach ich im Kopf: zehn mal fünfzehn.

Wir hatten uns einer vor dem andern gedemütigt. Doch statt zu wachsen, verminderte sich unser Haß. Ich hob den Kopf zum Himmel auf und folgte mit den Augen der Richtung der Brise:

— Der Meerwind

— Der Regen für morgen



— Zieht der Cap Coste seinen Hut an. . .

— soll der Hirt den Mantel anzieh'n.

Maubert lachte, weil er meinen Satz zu Ende führen konnte und den Spruch der Volksweisheit zu ergänzen gewußt hatte.

— Als du diesen Strudel gefunden hast, kamst du von der Tessonne zurück?

— Ja, ich war Tulpen holen gegangen.

— Unter dem großen Felsen?

— Findet man sie anderswo? Kennst du einen andern Ort? Also. Die Tessonne ist nicht hoch, man steigt an einem Nachmittag hinauf. Ich habe diese Seite lieber.

Dabei wies er mit den Augen aufwärts. Mit den Fingern begann er die Wegspur nach Prat-Coustal zu zeichnen. Ich folgte der kleinsten Abweichung, er täuschte sich nirgends. Über dem Dorf stieg er geradewegs in die Wiesen, folgte dem Rand der Tannen und erreichte den Paßweg.

— Gehst du oft hinauf?

Er nickte ja mit dem Kopf. So gefiel er mir. Zum ersten Male schien er mir sauber und entschieden. Natürlich war er kein Kamerad wie Jean oder Maurice, aber ich hätte mit ihm auf eine Tour gehen können. Ich hätte schlimmstenfalls aus dem gleichen Becher mit ihm getrunken, das Brot gebrochen, die Sardinenbüchse mit ihm geteilt. Wir hätten unter der gleichen Decke schlafen können.

Er fügte hinzu:

— Ich weiß, du gehst hin. Meine Schwester sagt immer: Was versteht er schon von den Bergen, dieser Suppenkaspar.

Das Blut schoß mir brennend ins Gesicht. Ich dachte nicht mehr daran, auf Maubert zu springen, aber ich hätte mich mit dieser großen Schwester schlagen wollen, die ihm ähnlich sah.

— Sie versteht dann etwas davon. Kennt sie sie überhaupt?

— O ja, denn mit ihr gehe ich ja hinauf. Einmal, wir waren auf der Suzette, sahen wir euch, als ihr auf den Cap de Coste stiegt. Meine Schwester sagte mir: «Verstecken wir uns im Wald.» Du weißt doch, bei den abgestorbenen Tannen. Da haben wir euch vorbeigehen gesehen, gerade vor uns. Meine Schwester sagte: «Die marschieren ganz tüchtig, diese kleinen Magerlinge. Hör' wie sie singen.» Sie sprach von dir. «Dieser Singvogel, man würde meinen, der Berg gehöre ihm.»

Ich wußte nicht mehr, ob ich Mauberts Feind war. Es schien mir, als hätten wir zusammen den Berg durchstreift und riefen nun Erinnerungen wach.

— Ja, wir gingen auf den Aigoual. Am Morgen. Ihr kamt von oben zurück? Du kannst deiner Schwester sagen, ich gebe ihr eine Stunde Vorsprung über den Cap de Coste. Man wird schon sehen, wem der Berg gehört. Sicher nicht den Mädchen.

Maubert war meiner Meinung. Er fühlte sich zusammen mit mir als

Sieger über alle Mädchen des Tals, selbst über seine Schwester. Eine männliche Solidarität hatte uns unversehens geeint.

— Ich möchte gern mal mit euch kommen. Da würdest du sehen, ob ich zurückbleiben würde. Aber der Vater will nicht.

— Er verbietet dir, mit uns zu sprechen?

Maubert bejahte mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung des Kopfes. Es war, als schämte er sich dieses Verbots. Wie zu seiner Rechtfertigung fügte er hinzu:

— Er sagt, ihr werdet nie etwas Gutes tun.

Darauf in einem Atemzug:

— Euch fehlt die Religion.

— Und ihm, was fehlt deinem Vater, um etwas Gutes zu tun. Sicher nicht die Pfaffen.

— Wir sind von hier, sagte Maubert.

Wir sind nicht sehr reich, aber du brauchst von meinem Vater nichts Schlechtes zu sagen.

— Und er von uns dann! Sind wir vielleicht nicht von hier? Oder sind wir vielleicht reich? Wir haben also keine Religion?

— Nicht die richtige.

— Das weißt du gerade, ob es die richtige ist. Ihr sagt, die Protestanten hätten eine schwarze Gurgel und angewachsene Ohren. Da schau nach. Aaaaah. Meine Gurgel ist vielleicht schwarz. Und dein eigenes Ohr; es ist schön, dein Ohr. Wir wollen mal ein bißchen von deinem Ohr sprechen.

Der alte Haß hatte uns wieder erfaßt. Aber wir wußten nicht, wie ihn zu rechtfertigen, während wir miteinander sprachen. Es war das Geheimnis Mauberts, das aus ihm meinen Feind machte. Wir lebten nebeneinander auf dem gleichen Fleck Erde, und wir verabscheuten uns, weil wir uns nicht kannten.

Maubert war aufgestanden. Ich rührte mich nicht. Ich sah ja, daß er nicht daran dachte, mich zu überfallen. Statt mich mit dem Blick zu messen, schaute er auf den Einschnitt des Tals, den gewaltigen Durchbruch des Bergbachs mitten durchs Gestein. Er schätzte mit den Augen die Felsstürze ab, die langen Granitplatten, die schräg über unseren Köpfen aufstiegen.

— Wir haben Zeit, da hinaufzugehen, sagte er schließlich. Willst du nicht, daß wir zusammen raufklettern? Aber nicht über den Umweg, gerade über den Felsen. Wahrscheinlich ist da noch nie jemand hochgekommen. Das macht dir Angst? Du getraust dich nicht, die Felswand zu erklettern.

Ich war aufgestanden und warf den Kopf zurück, um diesen langen Felswall besser zu sehen, der von Vorsprüngen unterbrochen war, auf denen sich zuoberst einige kleine Grasflächen anklammerten.

— Wer mir nicht nachfolgen wird, bist du. Es ist steiler als es scheint, eine Ziege würde da schwindlig werden. Man muß durch diese Wiese



gehen, diese Mauer übersteigen, durch diesen Felsgang und nach links halten über den vorragenden Felskranz.

Wir hatten gefunden, woran unsere Kräfte zu messen. Ich kletterte schon über die Geröllhalde, gefolgt von Maubert, der seine Hosen aufkrempelte und seinen Gürtel ein Loch enger schnallte. Ich dachte für mich: «Er wird meine Hilfe verlangen und nicht oft diesen Weg gehen. Zehnmal haben Jean und ich ihn ausprobiert. Wir sind vor der letzten Wand immer ausgekniffen, aber diesmal werde ich hochkommen. Und er bleibt auf dem Steinsims, zwanzig Meter unter mir. . . Wir wußten nicht, wie drüber zu kommen, aber jetzt kenne ich den Trick. Gerade an der Biegung gibt es einen Griff für die Hand, da wo man sich nur noch mit einem Bein stützt. Jean hat ihn entdeckt. Er hing fünf Minuten über dem Abgrund und wagte weder weiterzuklettern noch zurückzukommen.»

Wir hatten die Wiese durchquert. Unsere Sandalen klebten am Fels. Der erste Granitvorsprung war nicht besonders steil. Ich ging voraus, ohne mich um Maubert zu kümmern. Ich gab nur auf wackliges Gestein acht; ihn mit Steinbrocken zu erschlagen, galt nicht. Ich mußte ihn bis zum Felssims bringen, dort würden wir dann sehen. Der kleine Felsthroughang maß drei oder vier Meter. Ich tauchte oben auf, richtete mich auf einem Ellbogen auf, zog den andern Arm nach und rutschte bäuchlings zur kleinen Wiese hinauf. Die Wiese stieg schräg auf bis zum engen Felssims, der schon an die zwanzig Meter über den Wildbach überhing. Im Gras ausgestreckt, sah ich Maubert nun auch herauskommen. Es war offensichtlich, er kannte diese Felsen nicht. Er sah um sich, zögerte, seine Hand anzusetzen. Der Absturz erschreckte ihn. Er hatte ihn sich nicht so steil gedacht. Er warf einen Blick nach unten, seine Hände zitterten ein wenig, dann sah er mich an und schob sich mit einer geschmeidigen Bewegung zu mir herauf. Auf seiner Oberlippe hingen Schweißtropfen. Aber er machte eine entschlossene Miene.

— Kannst du nicht mehr?, fragte er mich. Ich gehe auf die obere Wiese.

Er begann auf allen Vieren zu klettern. Ich stand auf, etwas unsicher auf dem feuchten Gras.

— Laß mich voraus. Die obere Wiese zählt nicht. Man muß über den Sims hinüber.

— Bist du verrückt?

Wir standen beide vor dem Durchgang. Die Granitmauer am Ende der Wiese wölbte sich vor uns vor. Eine Felsplatte, schmal und schlüpf-  
rig, folgte auf die Wiese bis zur Biegung. Oben drüber sah man ins Leere. Ich wußte, daß der Sims auf der andern Seite weiterging; der Handgriff war auf Schulterhöhe. Es genügte, sich an den Felsen zu stemmen und den Arm abzuwinkeln.

Maubert sagte:

— Weiter kann man nicht mehr. Wir sind zusammen bis zum Ende gelangt.

— Jetzt hol mal deine Schwester.

Ich war auf den Sims zugegangen. An den Felsen geschmiegt, ging ich bis zur Wölbung der Wand vor. Ich gab mir Mühe, nicht an das Loch zu denken, das hinter mir aufgesperrt war. Meine Knie zitterten ein bißchen. Ich atmete tief, um Herr meiner Glieder zu bleiben. Ich streckte die Hand ins Leere vor. Auf Schulterhöhe, etwas weiter vorn. Ich habe ihn noch nicht erwischt. Ich muß noch etwas Platz gewinnen, indem ich die Füße zusammenführe. Ist mein Arm noch zu hoch? Tiefer die Hand, da ist der Griff. Meine Finger haben Halt gefunden mitten im Felsen. Man könnte meinen, es seien Turnringe. Ich wende etwas den Kopf und sehe Maubert hinter mir. Er hat sich aufgerichtet, der Abgrund macht ihm keine Angst mehr. Er schaut mich an und hält sich zurück, um nicht zu schreien. Wart' ein bißchen. Wenn ich auf der andern Seite bin. — Nun muß ich das linke Bein ins Leere vorstrecken. Ich suche einen Augenblick. Der Sims ist an dieser Stelle höher, daran erinnerte ich mich nicht mehr. Um so besser, ich kann mit meinem Arm stärker anziehen. Meine Hand faßt zu, mein Bein ist angestemmt, mit einem Zug bin ich auf der andern Seite der Felswand.

Glücklicherweise ist der Sims breiter. Ich atme noch aus Leibeskräften um das Zittern meiner Knie zu unterdrücken, und rufe mit voller, fester Stimme:

— Wo bleibst du, Berglama?

Ich sehe nichts jenseits des reinen Granitzuges. Maubert wird nicht kommen. Ich singe aus vollem Halse, und wie ich damit aufhöre, dringt das Rauschen des Wassers durch alle Irrgänge der Wasserfälle zu mir.

Auf einmal sah ich eine Hand, die durch die Luft fuhr. Mein Feind hatte sich bis ans Ende des Sims vorgeschoben und suchte tastend einen Griff. Ich trat näher und besah mir diese Hand, ohne etwas zu sagen. Das war nicht mehr Maubert, sondern eine kleine, nervöse Hand, die den Eindruck von Mut machte. Sie glitt dem Fels entlang, hing sich an jeden Steinvorsprung, und ich spürte, wie auf der andern Seite ein krampfhaft gespannter Arm seinen Widerstand abschätzte. Doch die Hand tastete und suchte aufs neue einen Halt im Leeren. Der Griff war neben ihr, sie streifte ihn, ohne ihn zu spüren. Sie klopfte vergeblich den Fels ab; ihre Venen schwellen an und plötzlich sah ich sie von einem leichten Zittern erfaßt.

— Maubert, du kommst nicht herüber, bleib auf der andern Seite.

Die Hand suchte immer noch. Sie schien schwindlig und schwankend wie ein Körper vor dem Fall. Ich nahm sie in die meine und führte sie vor den Griff. Sie fühlte den Einschnitt und griff zu wie eine Zange. Fast im gleichen Augenblick sah ich Mauberts linkes Bein, das sich auf den Felssims aufsetzte, und mit einem Ruck schwang er sich auf meine Seite.

— Da bin ich, sagte er.

— Das Schwierigste kommt noch.

Wir standen nebeneinander auf dem Felsband, den Rücken ans Gestein gelehnt. Unter uns, zwischen den abschüssigen Wänden, drehten sich sanft die Wasser unseres Strudels. Ketten weißer Schaumblasen schwammen langsam von den Wasserfällen herab und platzten an seinen Ufern. Tiefer unten tauchte der Bach ins Tal; seine fels- und baumbestandene Öffnung rahmte unsere Heimat ein mit ihren Wiesen, Apfelbäumen, den Bauernhöfen und Dörfern.

— Du warst schon hier oben, sagte Maubert. Das zählt nicht. Auch ich habe meine Winkel...

— Ich bin vielleicht schon hier gewesen, aber was kommt, weiss ich ebenso wenig wie du. Ich kam nie höher hinauf.

Mitten durch die Granitwand zog sich eine fast senkrechte Spalte, gute zehn Meter hoch. Grünes Moos hatte sich darin angesetzt, geschwellt vom Sickerwasser. Ein kleiner Strauch sprang auf halber Höhe aus einer tiefer gelegenen Ritze hervor.

— Wenn Du nie weitergekommen bist, kannst du es heute auch nicht. Steigen wir wieder hinunter.

Ich hatte schon den Felssprung in Angriff genommen. Rasch kletterte ich bis zur Hälfte seiner Höhe. Dort Rücken und Beine gut angestemmt, sah ich zum kleinen Gebüsch über meinem Kopf auf. Das war der Ort, wo wir den Aufstieg aufgegeben hatten. Selbst wenn ich mich ganz aufreckte, gelang es mir nicht, den knotigen Stamm zu erreichen.

Es fehlte mir ungefähr ein Meter und um mich so hoch hinaufzuarbeiten fand ich nirgends einen Halt. Vom Stamm aus hätte ich bis zum oberen Rande weiterklettern können. Aber zuerst hätte ich mich wie ein Schornsteinfeger hinaufschieben müssen. Ich getraute mich nicht zu Maubert hinunterzuschauen, er hätte mich die Leere unter mir sehen lassen. Aber ich dachte an ihn. Damals mit Jean waren wir hinuntergestiegen, zwar besiegt vom Berg, aber voll Stolz auf unsere Leistung. Wenn ich heute aufgab, demütigte ich mich vor Maubert. Meine Füße hatten den letzten Steinvorsprung verlassen, auf dem sie sich aufstützten. Die Beine dienten mir als Andrückfeder, sie preßten meinen Rücken an die Felswand. Ich entspannte mich. Je mehr ich mich entspannte, um so weniger sicher fühlte ich mich. Ich wagte nicht mehr, meine Füße zu bewegen. Über den Kopf erhoben, suchte mein Arm im Leeren, doch plötzlich erwischte ich den Stamm mit den Fingerspitzen und dann mit der ganzen Hand. Ich zog mich zu ihm hinauf und fand neue Griffe. Die letzten Meter gingen glatt: ich hatte die Wand bestiegen.

Meine Hände bluteten ein wenig, zwei meiner Fingernägel waren gebrochen. Jean wird am Abend wild sein, wenn er erfährt, daß ich die Mauer erklettert habe. Er wird herkommen, sie auch bezwingen wollen. Da kann er den Teufel am Schwanz zupfen, wenn er will; ein zweites Mal mache ich das nicht mehr.

Maubert kletterte ebenfalls. Er hatte jede meiner Bewegungen ver-

folgt und wiederholte sie nun mit angespanntem Körper. Ich fühlte, er wäre lieber bis zum Wildbach hinabgerollt, als klein beizugeben. Bäuchlings, den Kopf zu ihm hinabgewendet, sah ich ihm beim Klettern zu. Ich hatte Angst, ihn in ein Loch hinabfallen zu sehen. Ich ermutigte ihn, indem ich die gleichen Muskeln meines Leibes anspannte, die den seinigen an der Arbeit entsprachen. Ich krümmte den Rücken, als ich ihn im Kamin sich heraufschieben sah. Ich öffnete die Hand, um den Stamm zu packen, als er auf dessen Höhe gelangt war.

— Gib ihm, Maubert, du hast es geschafft.

Er hatte oberhalb des Strauchs schlecht Fuß gefaßt und kam nicht dazu, die Felskante zu ergreifen. Ich erwischte sein Handgelenk mit beiden Händen und hätte ihn fast um den Halt gebracht. Aber er war nun an meiner Seite, kalkweiß, vom Schwindel betäubt. Wir waren vom Steilabsturz etwas entfernt. Ich war glücklich, diese Wand genommen zu haben. Mit Jean wären wir nie heraufgekommen. Ich war hinaufgeklettert, weil Maubert mein Feind war, und ich mich lieber getötet hätte, als zu ihm, wie zu einem Kameraden zu sagen:

— Das ist zu blöd. . . Es wird nie gehen.

Auch Maubert wäre ohne mich nie dahingekommen. Wir hatten beide unsere Geschicklichkeit und unsern jungen Mut über das hinaus angespannt, was sie von sich aus leisten konnten.

Im übrigen waren wir jetzt Freunde, hatten wir doch zutiefst in uns die gleichen Leidenschaften entdeckt, die gleiche Lust, uns an den Dingen unserer Heimat zu messen. Wir sprachen beide Dialekt, hatten die gleichen Bergfahrten gemacht und die gleichen Gipfel erklommen. Ausgestreckt unter den letzten kümmerlichen Kastanienbäumen, vor der Tannen- und Buchengrenze, entspannt nach der Anstrengung, stolz, gemeinsam die gleiche Felswand bezwungen zu haben, woben wir unsere Erinnerungen durcheinander, wie es allein die Gespielen der Kindheit können.

— Nach den Bergen bin ich bei meinen Reben am glücklichsten.

— Dein Weinberg bei Elze?

— Wir haben keinen andern. Wir machen Halbpart mit einem Alten, der kennt dann Geschichten und Kunststücke. . . Die Elze ist ein gutes Quartier, zwar nur mit Morgensonne, aber trotzdem.

— Wir haben den ganzen Tag Sonne.

— Im Goulsou?

— Kennst du meinen Rebberg? Aber du bist doch nie dort gewesen.

— Vor dem Haus steht ein Magnolienbaum und eine Zypresse. Und Feigenbäume an den oberen Mauern.

— Du kennst also das Haus?

— Ich habe es an der Biegung der neuen Straße gesehen. Einmal bin ich sogar über die Mauer geklettert, gerade unter dem Zwetschgenbaum.

So sprachen wir von Dingen und Menschen. Wir gingen in Gedanken



um unsere Grundstücke und spürten, daß sie aneinanderstießen, vom gleichen Wasser durchzogen, von den gleichen Bäumen beschattet und die gleichen Früchte tragend. Während wir sprachen, tauchten wir in eine gemeinsame Vergangenheit, die besiedelt war von mageren Bauern, muskulös und schweigsam, von Bergbauern, deren Gesicht durch die Arbeit und die Furchen der Zeit sich eins dem andern angeglichen hat. Wir sahen uns an und entdeckten nun bei jedem die sichtbaren Zeichen von Verwandtschaft und Verschwägerung. Maubert war kleiner als ich, breitschultrig und untersetzt, mit rundem Schädel und blauen Augen unter der gebogenen Linie der dichten Haare. Er glich jenem Großvater von Mutterseite, dessen Bild wir behalten haben. Und ich, lang und mager, das Kinn hervorspringend, mit schmalen Gesicht, glich zu vielen Hirten und Ochsentreibern, als daß man mein Gesicht in der Gegend verkennen konnte. Unsere Rasse vereinigte sich gerade durch diese Mischungen, und in jedem von uns, in jeder Familie, trat plötzlich der entfernteste Typ wieder auf in einer unentwirrbaren Bruderschaft des Fleisches, des Knochenbaus, der tiefen Pigmentierung und der geheimen Zuckungen des ganzen Wesens.

Wer wollte aus uns jetzt Feinde machen? Wir hatten vor einander keine Geheimnisse mehr. Alles, was wir liebten, konnte uns gemein sein. Wir brauchten uns nicht mehr die Berge zu teilen.

\* \* \*

Aber über die Pässe, vom Norden her, kam der Abend.

Er rückte seinen Schatten vor bis zur Begegnung mit den Wolken, die eifrig vom Meer gegen den offenen Himmel zusteuerten. Wir mußten an die Heimkehr denken. Über die Wiesen und Wälder, zwischen felsigen Hängen stiegen wir zum Städtchen hinab. Wir hatten schon zwei Kinder gekreuzt, die zu einem Hof des Tales nach Hause zogen. Voller Staunen, uns zusammen zu sehen, hatten sie sich umgedreht. Ein Alter, der auf einem Steinmüerchen saß, schien uns mit neckenden Augen zu folgen. Wir genierten uns, Seite an Seite zu gehen und als wir, um Luft zu schöpfen, den Schritt mäßigten, sagte mir Maubert, ohne mich anzusehen:

— Verläßt du mich vor Rochebelle?

— Schämst du dich, mit mir zu sein? Ich werde allen sagen, wir seien nicht zusammen, wenn du willst.

— Ich bin nicht mit dir, sagte Maubert mit hartnäckigem Ausdruck.

Er begann wieder zu laufen, und als er mich hundert Meter zurückgelassen hatte, fiel er wieder in Schritt und ging wie ein einsamer Spaziergänger, der nach allen Seiten blickt. Ich folgte ihm, ohne auf ihn acht zu geben, doch ohne den Abstand zu wahren. Unmerklich kam ich näher.



Nachdem er einige Blicke zurückgeworfen hatte, kehrte sich Maubert um, und ich sah, ohne seine Worte hören zu können, daß er mir etwas zurief, das Gesicht vor Wut entstellt. Ich sammelte einige Steine und begann zu laufen, um mich ihm zu nähern.

— Du willst vorlaufen! Ich werde dir helfen. . .

Maubert deckte seine Flucht mit zwei Steinen, die um meinen Kopf sausten. Ich grüßte sie, indem ich nach rechts und links sprang, dann hielt ich an, um meinerseits zu werfen. Durch das plötzliche Losschnellen vornübergebeugt, rief ich, noch bevor der Stein am Boden aufschlug, Maubert als Drohung und vielleicht mit Bedauern zu: «Ich werde dich schon wiederfinden. . . ich werde dich eines Tages schon wiederfinden.»

(Autorisierte Übersetzung von Georges Schlocker.)

## THOMAS MANNS LOTTE IN WEIMAR

VON PAUL ALTENBERG

Schon vor der Vollendung der Josephsromane wurde Thomas Mann, offenbar unwiderstehlich, zur Dichtung seines *Goetheromans* gedrängt. Die Gestalt des Erwählten und des Mannes der Mitte rief, nach dem farbigen Gemälde der alten Bibelgeschichten, das größte, uns bekannte Menschenbild heran, auf das, wie jetzt offenbar wird, alle vorangehenden Träume vom Menschen hingestrebt hatten. Nun stand es vor ihm, durch betrachtende Essays vorbereitet, und der anekdotische Stoff, den es durchglänzte und der anfangs eine Novelle zu versprechen schien, weitete sich, durch die Strahlungskraft der Zentralgestalt, zu einem umfänglichen Roman aus, der im Ganzen des epischen Lebenswerkes mit Notwendigkeit und Sinn an seinen Platz trat: zwischen Joseph und den düsteren Roman vom Dr. Faustus.

Dieses Werk *Lotte in Weimar* handelt von der Größe des Menschen. Denn mit der Erwählung, die an Castorp und Joseph geschah, verbindet sich hier die Größe, nicht mehr des Schicksals, sondern des Wesens selbst. Der ausgezeichnete Mensch ist sich der Größe als einer Bestimmung seines Seins bewußt. Zugleich übersteigt die Größe alle menschlichen Maße. Die Welt gerät in Widerspruch zu dem großen Mann, der ihre Ordnung überschreitet, sie wehrt sich, anders und grundsätzlicher als es die Söhne Jaakobs taten. Sie greift nicht die unantastbare Gestalt an, sondern die Größe selbst, sie sucht sie abzutragen, herabzusetzen und